



CLAIRE  
MESSUD

ROMAN

DES  
KAISERS  
KINDER

ATLANTIK

A

## Kapitel Drei

### Fußreflexzonenmassage

Weil Julius nervte, hatte Marina ihn gebeten, ihr die Füße zu massieren. Ihre Fußsohlen waren voll quälender knubbliger Knoten, die, wie ihr einmal eine indische Bekannte erklärt hatte, mit der Wirbelsäule korrespondierten; oder war es der Darm? –, und eine Massage schien gut geeignet, ihren Ärger zu lindern. Julius hörte zwar nicht auf zu reden – während er ihren Fuß hin und her bog, sagte er irgendetwas über *Krieg und Frieden* und dass er nie wisse, ob er in seinem Leben ein Pierre oder lieber eine Natascha sein wolle, der isolierte, grüblerische Einzelgänger oder lieber der muntere extrovertierte Paradiesvogel; oder vielmehr, dass er nie wusste, ob er Pierre oder Natascha *war*, was in seinem Fall beides möglich gewesen wäre –, aber sie brauchte so nicht mehr auf die gleiche Weise zuzuhören und wurde augenblicklich von Empfindungen überflutet, die von den Extremitäten her nach oben strömten und den Vordergrund ihres Bewusstseins ausfüllten.

Sie war selber schuld: Nach zwei Wochen allein im Haus ihrer Eltern am Rand von Stockbridge – jede Nacht war sie bis in die frühen Morgenstunden auf gewesen, hatte in das seltsam unruhige Dunkel gestarrt, sich dann ins Ehebett der Eltern gelegt, ein Obstmesser unterm Kopfkissen und, an Abenden, an denen Rehe oder Bären oder was auch immer im Wald hinterm Haus die Zweige brachen, einen Stuhl unter die Klinke der Schlafzimmertür geklemmt, vermutlich vergebens – war Marina zu dem Schluss gekommen, dass sie Gesellschaft brauchte.

Das Haus, fünfzehn Autominuten entfernt vom Ort mit seinem Wirtshaus, einem Gebäude mit einer Säulenfront, seinen spießigen Läden und den Touristenströmen rund ums Jahr, lag am Ende einer gewundenen Kieseinfahrt zwischen Bäumen auf einer Lichtung. Die Bäume, vorwiegend Nadelhölzer, begrenzten finster die eine Seite des Hauses und ließen auf der anderen einen ungleichmäßigen Rasenkreis frei; Marinas Mutter, Annabel, hatte ihn mit Randbeeten umfasst, Blumenzwiebeln und winterharte Stecklinge gepflanzt, leckere Snacks für die Tiere des Waldes, die zu faul

waren, den ganzen Winter über nach Futter zu suchen. Am Ende des Gartens befand sich ein Gartenhaus, eine mit Rankengittern, Fliegenfenstern und einem Kuppeldach versehene Laube, in der sich Marina im Sommer gern mit einem Buch räkelte; die jedoch im Winter, dunkel, öde und verlassen, oder, wie etwa heute, mit vom Schnee verklebten Fliegenfenstern und kahlen Rankengittern, eher an den Unterstand eines Jägers oder den Hinterhalt eines Heckenschützen erinnerte und erschreckend gute Sicht auf das Haus bot.

Das Haus selbst war ein pseudokoloniales modernes Bauwerk, nacherbaut im alten Stil, soweit das eben möglich war. Massig, zweistöckig, schimmerte es in künstlichem Ochsenblutrot; eine Veranda und vier Bleiglasfenster – ordentlich mit Fensterläden und Tüllgardinen versehen – wiesen beidseitig im oberen und unteren Stockwerk zur Kieseinfahrt hin, die vor dem Haus endete. Auf der Rückseite jedoch ließ das Haus jeglichen historischen Anspruch missen und besaß, was Marina, wenn sie dort allein war, besonders Angst einjagte, Terrassentüren und hohe, große, kahle Fenster von erschreckender Durchlässigkeit, die auf das Kuppeldach des Heckenschützen und den finsternen Wald hinausgingen. Wenn sie sich nach Einbruch der Dunkelheit ein Spiegeleibriet, vor dem Fernseher saß oder sich kritisch im Badezimmer Spiegel beäugte, war Marina sich stets quälend bewusst, dass man sie vielleicht nicht wirklich beobachtete, aber beobachten *konnte*. Daher übernachtete sie im Schlafzimmer ihrer Eltern: Es war zur Einfahrt hin gelegen.

Im Laufe der Zeit spürte sie, dass ihre Furcht eher wuchs als nachließ, wenn sie sich vorstellte, wie der imaginäre Stalker – ihr war durchaus bewusst, dass er nur in ihrer Fantasie existierte – sich ihre Gewohnheiten einprägen, ja sogar erkunden konnte, wo sie schlief (obwohl sie komplizierte Täuschungsmanöver ersann, indem sie in ungenutzten Räumen das Licht brennen ließ; jedes Mal ein anderes Bad benutzte; und sich manchmal im Dunkeln wusch, Saft einschenkte oder Getreideflocken in den Teller schüttete, um größtmögliche Verwirrung zu stiften). Und eines Tages, als Marina gegen Mittag erwachte, nachdem sie wieder einmal sinnloser- und anstrengenderweise fast bis zum Morgengrauen wach geblieben war, kam sie, nicht in Panik, aber mit absoluter Gewissheit, zu dem Schluss, dass sie keinesfalls länger allein bleiben konnte. Oder vielmehr, dass sie gerade noch so lange durchhalten konnte, wie nötig war, bis jemand zu ihr gelangte, etwa

wie ein Wüstenwanderer, der mit der sicheren Aussicht auf Hilfe ausnahmsweise noch einen weiteren Tag ohne Wasser durchsteht.

Und so hatte sie Julius herbeizitiert. Danielle war weit weg, auf der anderen Seite der Welt, und die wenigsten ihrer arbeitenden Freunde hatten die Zeit, einen Wagen zu mieten und spontan nach Massachusetts zu fahren. Natürlich konnte auch Julius keinen Wagen mieten, denn er besaß keinen Führerschein, aber als Freiberufler konnte er seine Arbeit mitbringen, und Marina hatte ihm (voreilig, wie sie nun fand, nachdem er drei Tage bei ihr war) angeboten, ihn vom Bahnhof Albany abzuholen, der über eine Stunde entfernt lag. Dies hieß natürlich, dass zwar sie allein über den Zeitpunkt seiner Rückfahrt bestimmte, gleichzeitig aber keinerlei Einfluss darauf hatte: Ohne sie kam er nicht von hier weg, aber gerade diese Abhängigkeit sorgte dafür, dass sie ihn nicht bitten konnte zurückzufahren, ja nicht einmal eine Andeutung machen durfte, ohne zu riskieren, dass sie ihn kränkte (der liebe Julius war ein wenig sensibel); und jetzt wusste sie nicht genau, was sie mehr fürchtete: die dumpfe Stille des Hauses, wenn sie wie ein bleiches Gespenst durch die Zimmer wanderte, oder Julius' Geplapper, das selbst in den leerstehenden Räumen nachzuhallen schien wie ein elektronisches Dauersummen, so dass Marina, schon wenn sie in der dunklen Morgendämmerung erwachte, spüren konnte, dass sie nicht allein war. Und jetzt hatte es geschneit: Nachts und den ganzen Morgen über war Schnee gefallen, hatte die Landschaft verhüllt und das Licht gedämpft. Eingeschneit hätte sie sich auch alleine sicher gefühlt (welcher Wahnsinnige käme schon auf die Idee, einen Überfall zu planen, wenn die Spur, die unvermeidlichen Fußabdrücke, direkt zu seiner Festnahme führte?), aber wie sich die Zeit vertreiben? Also hatte sie Ella Fitzgerald aufgelegt und Julius gefragt, ob es ihm schrecklich viel ausmachen würde, ihr eine Fußreflexzonenmassage zu geben.

Als sie ihn sah, wie er so dasaß, im Schneidersitz im Schatten am Ende des Sofas, ihren Fuß in seinem Schoß, das weiße Schneelicht wie einen Heiligenschein um den Kopf, empfand sie Mitleid mit Julius. Sein Pierre/Natascha-Gefasel hing damit zusammen, dass er mal wieder Pech in der Liebe gehabt hatte; wieder einmal ein Typ, dem Julius' schillernde Leidenschaftlichkeit anfangs offenbar gefallen, der sein Froschgesicht als schön bezeichnet hatte (seine Glupschaugen schimmerten sogar im Dunkeln) und der sich dann doch, nach demütigend kurzer Zeit, von ihm abgewandt,

gegen ihn gewandt, ihn verhöhnt hatte: Er sei ein hoffnungsloser Fall und seine Liebe erdrückend. Julius trug einen pinkfarbenen Kaschmirpullover und ein seidenes Halstuch, selbst hier in Stockbridge, und hatte sein schwarzes vogelflaumartiges Haar mit Gel gestylt. Seine Ohren standen ab, wie vor Empörung über diesen jüngsten Verrat, und immer wieder fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen, ein ebenso hartnäckiger wie unbewusster Tick.

»Ich hab's dir schon mal gesagt, du brauchst einen älteren Mann«, unterbrach ihn Marina, nicht ganz sicher, wo ihr Freund in seinem Monolog gerade angelangt war. »Einen viel älteren Mann. Der weiß, wo er steht im Leben.«

»Aber das meine ich ja.« Julius leckte sich über die Lippen. »Eric *war* älter. Nicht furchtbar viel älter, aber achtunddreißig, alt genug, um zu wissen, was er will. Mich wollte er jedenfalls nicht.«

»Vielleicht hast du ihn zu sehr bedrängt?«

Er zischte. »Phh, ich bitte dich! Ich habe bestimmt nicht versucht, gleich bei ihm einzuziehen oder so was.«

»Aber wie lange kanntet ihr euch schon? Einen Monat? Weniger?«

»Drei Wochen.«

»Als ich Al drei Wochen kannte, waren wir noch kein Paar. Er hat sich immer noch mit anderen Frauen getroffen, und ich hab zumindest so getan, als würde ich mich mit anderen Typen treffen.«

»Damals warst du vierundzwanzig.«

»Aber bloß weil wir jetzt dreißig sind – hallo! Du bist ein *Mann*! Bei dir tickt keine biologische Uhr.«

»Außerdem, was hat's dir gebracht?«

Marina zog ihren Fuß weg und richtete sich auf. »Wir waren fünf Jahre lang zusammen. Wir haben *zusammengelebt*! Es hat funktioniert.«

»So lange, bis es dann nicht mehr funktionierte.«

»So lange, ja.« Marina schniefte. »Aber es war nicht – das heißt ja nicht –«

»Ich weiß. Aber ich glaube, du bist nicht in der Position, mir gute Ratschläge zu geben.«

Marina stand auf und schaltete im Wohnzimmer die großen Lampen aus gehämmertem Kupfer an, die den gesamten Raum plötzlich in ein Farbbad tauchten, verschiedene Rosa- und Orangetöne, Terracotta, das gebrannte Umbra des Sofas – ihre Mutter hatte alles so hergerichtet, um eine

mediterrane Atmosphäre zu erzielen, und tatsächlich wirkte der Raum dadurch wärmer und der Garten entsprechend unwirtlich. Im ausgelaugten grauen Dunkel draußen erkannte sie den Schatten des schneebedeckten Gartenhauses, dessen Umrisse jetzt – zugegeben, weil Julius da war – nur verlassen wirkten, nicht bedrohlich. »So habe ich das nicht gemeint«, räumte Julius ein. »Ich weiß nicht. Die Situation ist eigentlich nicht vergleichbar.«

»Eben!« Bis letzten August hatte Marina mit Al zusammengelebt – Fat Al, wie ihre Freunde ihn nannten, weil er einen Wanst vor sich hertrug, der ihr damals angeblich gefiel –, aber schließlich hatten sie sich getrennt; offiziell, weil Marina für sich sein wollte, um »ihr Leben auf die Reihe zu kriegen«, aber in Wirklichkeit, weil Al keine Lust mehr hatte, für sie zu sorgen (oder vielmehr, so lautete Danielles Vermutung, weil ihm dadurch, dass Marina diese Tatsache ständig neurotisch thematisierte, die Lust vergangen war), und weil er, was schwerer wog, mit einer anderen im Bett gewesen war, einer Kollegin bei Morgan Stanley, und dies wohl nicht nur einmal. Marina protestierte Danielle gegenüber (und demonstrativ *nicht* Julius gegenüber, der sich, falls er Bescheid wusste, nichts anmerken ließ), es habe sie nicht gedemütigt, dass er mit einer anderen schlief, sondern dass die Auserwählte so dumm war. Und dass er überhaupt dazu fähig gewesen sei, hatte Marina gesagt, zeige, dass sie sich die ganze Zeit geirrt habe, all ihre Freunde jedoch, die so lange taktvoll geschwiegen hatten, im Recht gewesen seien.

Diese Trennung, einerseits unerwartet, andererseits absolut unausweichlich, hatte Marinas Weltbild stark verändert. Manchmal fühlte sie sich wie ein Wechselbalg, als habe eine ganz neue Person die Identität Marina Thwaites angenommen – oder eher jemand, der von außen als ganz neue Person wahrgenommen wurde, während sie unter der Oberfläche unverändert blieb. Ungefähr so, wie bei einem Küchenschrank, den man mit einem neuen Furnier versieht, indem man einfach eine neue Plastik- oder Sperrholzverkleidung auf die alte Schranktür klebte, ohne die Mehl- und Zuckervorratsdosen oder die Schachtel mit den durchweichten Cornflakes ausräumen zu müssen.

Die Wahrheit war: Nach der Trennung von Fat Al (der, was fürchterlich schmerzte, nicht einmal *versucht* hatte, sie zu halten) hatte sich Marina ziemlich schwergetan und tat es immer noch. Nachdem ihr Leben bisher in ruhigeren Bahnen verlaufen war als das ihrer Freundinnen und Freunde – von denen mit fünfundzwanzig Jahren, als sie und Al sich schon ein